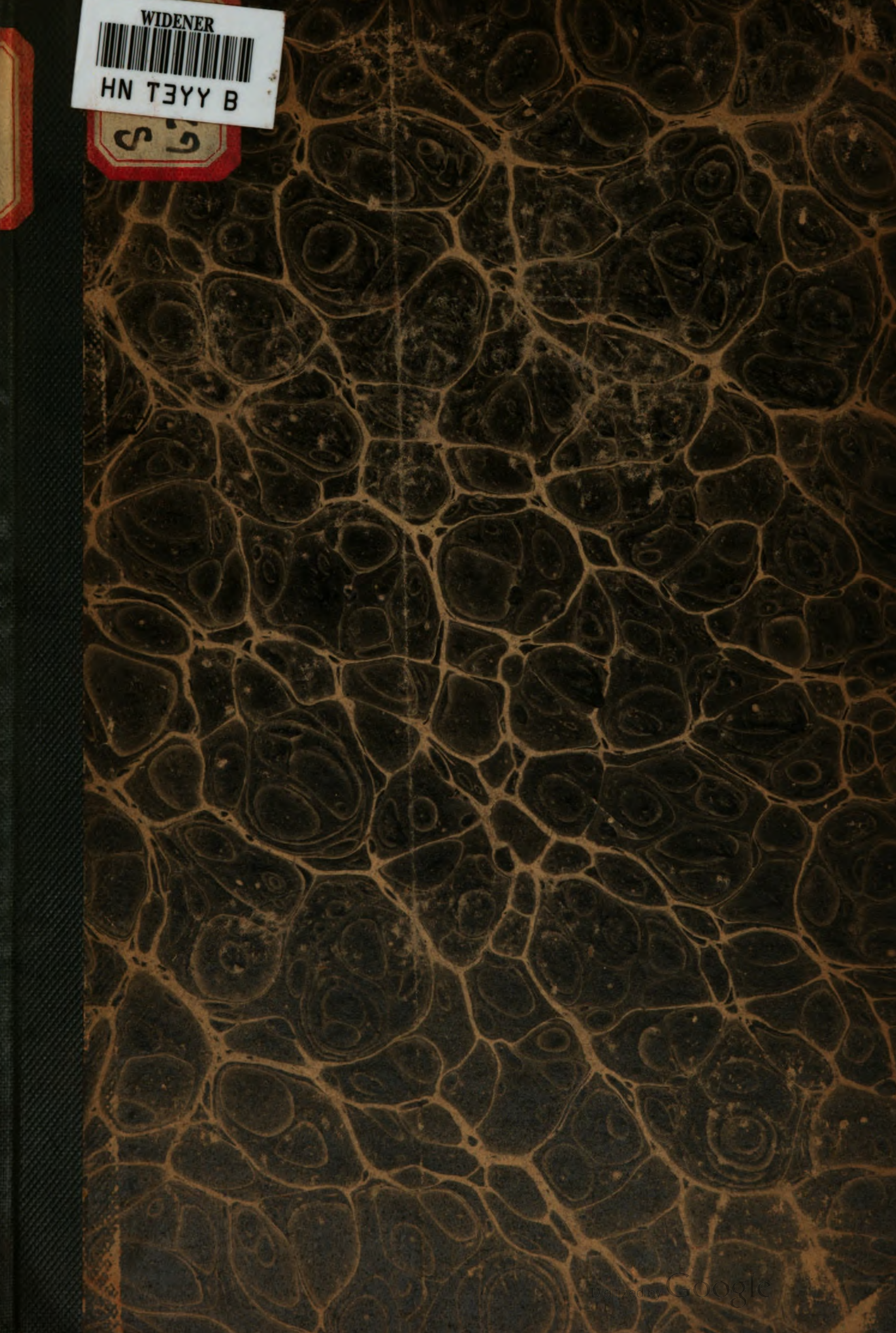
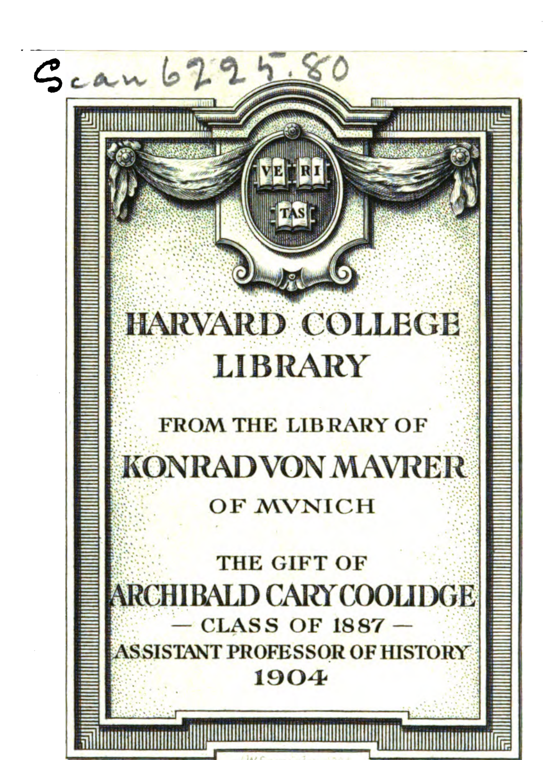



VE
RI
TAS
HARVARD COLLEGE
LIBRARY
FROM THE LIBRARY OF
KONRAD VON MAVRER
OF MVNICH
THE GIFT OF
ARCHIBALD CARY COOLIDGE
— CLASS OF 1887 —
ASSISTANT PROFESSOR OF HISTORY
1904





Herr Petter Daß.

Petter Daß ist in Deutschland wohl kaum dem Namen nach bekannt; kein Wunder, da er selbst bei den gebildeten Norwegern ein Jahrhundert lang in Vergessenheit gerathen war und nur bei dem Volke in den Nordlanden in dankbarem Angedenken weiter lebte. Erst der Dichter Welhaven machte vor wenigen Jahrzehnten darauf aufmerksam, daß Norwegen einen Dichter besitze, dessen es sich zu rühmen habe, und noch dazu aus einer Zeit, da fast alle germanischen Völker eine Art dichterischen Todesschlafes schliefen, wo Gelehrsamkeit und mühsam errungener Notizenkram, Schwulst und sich breit machende Geschmacklosigkeit als Poesie galten, und selbst ein wahrer Dichter, wie der dänische Bischof Thomas Kingo, in diese Unnatur verfiel, sobald er das damals überall kultivirte Gebiet des lutherischen Kirchenliedes verließ. Petter Daß ist ein wahrer Sohn des siebenzehnten Jahrhunderts, dessen Kulturträger im Wesentlichen Geistliche waren. Die religiöse Auffassung beherrscht sein ganzes Denken, nimmt aber nirgends einen polemischen Anstrich an. Er hält die Natur für so ganz

von der Idee des Göttlichen durchdrungen, daß er den Atheismus einfach als etwas nicht Vorhandenes zurückweist; wie denn von ihm erzählt wird, daß er an der Existenz von wirklichen Gottesleugnern gezweifelt habe. Er ist aber eben so fern von jedem Mystizismus. Das Göthe'sche „Lust, Freude und Theilnahme an den Dingen" ist sein Wahlspruch. Daher beobachtet er scharf Menschen und Natur. Er hält die einzelnen Momente aus einander, um sie zu einem Gesammtbilde von bezaubernder Frische und Realität zu vereinigen. Dieses Alles taucht er in die unendliche Tiefe seines Gemüths und breitet darüber seinen köstlichen Humor. Daß schöpft als echter Dichter stets aus dem vollen Ganzen; er erfaßt aber auch das Einzelne der ihn umgebenden kleinen Welt und stellt es scharf umschrieben in diese Allgemeinheit. So wird er im eminenten Sinne zu einem realistischen Dichter. Seine Dichtung aber hat ihre Wurzeln in der norwegischen Natur und dem norwegischen Volke. Eigentlich in der Natur und dem Volke des norwegischen Nordlandes unter dem Polarkreise, woselbst Daß den größten Theil seines Lebens zugebracht hat. Darum gilt auch von ihm mehr als von irgend einem Andern das Dichterwort, daß man in des Dichters Land gehen müsse, um den Dichter zu verstehen. Darum hat er auch eine Popularität unter seinem Volke erlangt, wie kaum ein zweiter Dichter; man müßte denn an Walter Scott oder Robert Burns denken, aus deren schottischer Heimath auch er stammt.

Der Druck, unter welchem sich die Presbyterianer Schottlands während der Herrschaft Karls I. von England befanden, hatte den Vater Peter Dundas, wie so viele Schotten im 17. Jahrhundert, nach Bergen geführt. Derselbe wurde schon 1635 als dortiger Bürger immatrikulirt. Er verheirathete sich im Jahre 1646 mit Maren Falch, der Tochter des Hofbesitzers

Peter Falch, welcher auf dem Gaard Nord Herö im Helgelande wohnte, und nahm hier ebenfalls seinen Wohnsitz, wahrscheinlich als Handelsmann. Denn die eingewanderten Schotten, geborne Kaufleute, legten sich im Auslande fast überall auf den Handel; um so mehr in Norwegen, wo das Bürgerthum von jeher ein vorwaltend kaufmännisches gewesen ist. Auch darf nicht unerwähnt bleiben, daß Maren Falch aus einem ursprünglich jüdischen Geschlechte stammte. Der Vater unseres Dichters hatte sich anfangs Don Daß genannt; seine Kinder ließen später den Don fallen und nannten sich einfach Daß. Nord Herö, eine Insel in dem weitausgedehnten Scherengürtel dieses merkwürdigen Landes, würde anderswo als eine unbewohnbare Felsklippe gelten. Hier haben ein paar dem Boden durch Ausroden von Steinen abgewonnene Wiesen- und Weideflecken eine kleine Bevölkerung angezogen, welche nur zum Theil von der Viehzucht, größtentheils aber von der Fischerei lebt. Im Westen liegen die unerschöpflichen Fischergründe von Aasvär, weiter erblickt man die seltsam gestalteten Inseln Lovunden und die Threnstave, alle mehrere tausend Fuß hoch und an weit in den Ozean vorgeschobene Festungswerke erinnernd. Im Osten legt sich die große Insel Alsten mit dem gewaltigen Gebirgszuge der „Sieben Schwestern“ dem Festlande vor, in dessen granitene Tiefe der Vefsen- und der Ranenfjord führen. Immer ist dieses Meer erfüllt von unermeßlichen „Stimer“ (Scharen) von Häringen und Dorschen, welche der vielgewandte Mensch mit seinen Netzen umstellt. Walfische spritzen ihren Wasserstrahl in die Luft und stranden wohl gelegentlich auf einer Untiefe. Kecke Raubmöven erfüllen die Luft mit ihrem heiseren Geschrei, während die Eiderente längs den gezackten Rändern der Eilande schwimmt, auf deren kahlem Felsboden dieser Vogel sein Nest gebaut und mit seinen

kostbarsten Federn ausgefüttert hat. Jeder „Gaard“ oder „Plads“ liegt in der Nähe des Meeres und hat seinen eigenen kleinen Hafen mit einem Bootshause, Naust genannt, in dem es oft nicht geheuer ist, denn der „Draug“, ein Seegespenst, lauert hier, sich in allerlei Gestalten, oft in einen Seehund verwandelnd, auf sein Opfer. Weiter im Westen auf den Fischerbänken zieht wohl der „Skata“, eine ungeheure Scholle, das Boot plötzlich in die Tiefe. Noch ferner ist Sandfläsen, eine wunderbare mythische Insel mit den herrlichsten Triften, reich an Wild und umgeben von den lohnendsten Fischergründen.

In dieser Natur ist im Jahre 1647 — den Tag kennen wir nicht — Petter Daß als ältester von fünf Kindern geboren. Von seinem Vater wissen wir, außer einigen dürftigen Nachrichten über sein Leben, nichts; doch dürfen wir annehmen, daß er, der wegen seiner Ueberzeugung aus dem Vaterlande gegangen, dem Sohne „des Lebens ernstes Führen“ als Erbtheil hinterlassen haben werde. Von der Mutter, welche, obwohl erst siebenzehn Jahre alt, als sie Peter Dundaß heirathete, doch bereits kurze Zeit verheirathet gewesen war, erfahren wir, daß sie die Tüchtigkeit einer Martha mit der Beschaulichkeit einer Maria zu vereinigen verstanden. Als ihr zweiter Mann etwa im Jahre 1653 gestorben war, verheirathete sie sich fast zwei Jahrzehnte später mit dem Vogt Peter Broch, den sie ebenfalls überlebte.

Petter sah sich schon im Alter von sechs Jahren genöthigt, das bittere Brod der Fremde zu essen. Der Vater hatte kein Vermögen hinterlassen, der Mutter fehlte die Möglichkeit, die fünf Kinder durch ihrer Hände Arbeit zu ernähren; so wurden sie denn unter die Verwandten zur Erziehung „vertheilt“. Petter kam zu seiner Tante Anna Falch, welche mit dem Pfarrer Nils Mikelssön Arktander in Närö verheirathet war.

Dieser Pfarrhof liegt auf der Insel gleichen Namens beim Foldenfjord im Bezirk Namdalen. Der Natur fehlt hier jede Größe. Tausende von Scheren bedecken das Meer, zwischen denen der Fischer im Boot mühsam seinen Weg sucht. Aber die große Wasserstraße führt vorüber und es fehlt nicht an geselliger Zwiesprach. Hier mag der Dichter die erste Anregung zu seiner „Trompete des Nordlands“ empfangen haben. Denn der frühere Pfarrer auf Närö, der gelehrte Magister Mikel Mogensön, hatte bereits in einem allerdings etwas langathmigen Gedichte, Threnologia Namdalensis, die große „Meernoth“ besungen, welcher im Jahre 1625 hunderte von armen Fischern zum Opfer gefallen waren.

Petter erhielt von seinem Onkel den ersten wissenschaftlichen Unterricht und wurde zum Studiren bestimmt, trotz des Widerspruches seiner Tante, die seine Anlagen in nicht zu verkennender drastischer Weise in Abrede stellte. Nach andern sechs Jahren kam Petter zu einer andern Tante in Helgeland, dann zu einer dritten nach Bergen (1660), um die dortige gelehrte Schule zu besuchen. Es befanden sich an derselben damals sechs Lehrer, ein Rektor, ein Konrektor und vier „Hörer“, darunter einige mit literarischem Rufe. Die Zucht war, nach heutigen Begriffen, ziemlich streng: täglich Unterricht von sechs Uhr Morgens bis vier, auch fünf Uhr Nachmittags, doch mit einer Mittagspause von zehn bis zwölf Uhr. Eigentliche Ferien gab es nicht, nur freie Nachmittage in den Hundstagen. Hier hat Petter Daß, der die fünf Klassen in eben so vielen Jahren absolvirte, den Grund zu seiner Bildung gelegt, namentlich sich jene glänzende Latinität zu eigen gemacht, welche wir in seinen lateinischen Gedichten bewundern. Daß er in derselben aber nicht erstarrte, sondern sie in sein geliebtes Norwegisch (man sagte damals allerdings nur „Dänisch“) übertragend, aus

ihr nur die wunderbare Formvollendung übernahm, und andererseits die ganze Frische seiner Muttersprache noch im lateinischen Gewande nicht verleugnete, verdankt er seinem Genius und der Gesundheit seiner Natur; vielleicht auch seiner Armuth, der Mutter des Erfolgs. „Damals — so singt er von dieser und seiner späteren Studentenzeit — beschwerte mich nicht Gold, nicht Silber; ich mußte mich dazu verstehen, zu borgen hier und dort. Wie oft griff ich nicht in die Tasche und fand doch keinen Blaffert darin!“ Die größte Sorge machten ihm die Bücher, die so schmuck auf den Regalen standen und die er doch nicht kaufen konnte. Noch später im reifen Lebensalter klagt er oft über den Mangel an Büchern — eine unserer Zeit unverständliche Sorge, die wir im Reichthum ersticken. Im Jahre 1665 bezog er die Universität Kopenhagen, damals die einzige des dänischen Staates, da wenige Jahre vorher Lund, das alte Londinum Gothorum, mit Schonen an Schweden abgetreten war. Norwegen war damals nichts als eine Provinz Dänemarks, ohne nationales Bewußtsein. Es galt als eine Ehre, sich als Däne zu fühlen. Erst das mit dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts neu erwachte patriotische Gefühl führte zur Gründung der Universität Christiania im Jahre 1811. Es möchte daher wohl unmöglich sein, bei Petter Daß irgend welche Spuren eines spezifisch norwegischen Nationalbewußtseins, denen die norwegischen Literarhistoriker doch bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts, und zwar mit Erfolg, nachgespürt haben, zu entdecken. Sein eigenes Empfinden, sowie das der auftretenden Personen ist allezeit dänisch. Ein Dannemand zu sein (was allerdings auch allgemein einen Ehrenmann bedeutet) bleibt bei ihm das höchste Lob. Nennt er einmal den norwegischen Nationalheiligen St. Olaf, oder einen der alten Halogaländer, oder Thore den Hund, so hat

das ungefähr die Bedeutung, als spräche man in Ostpreußen vom heiligen Adalbert oder vom alten Preußen Herkus Monte. Bei Petter Daß ist diese Erscheinung nicht etwa eine dichterische Charakterschwäche, es gab damals in der That kein Norwegen im politisch-patriotischen Sinne. Auch der große Holberg, obwohl in Bergen geboren und in Norwegen erzogen, fühlt sich ausschließlich als Däne.

In Kopenhagen „deponirte" Petter Daß zugleich mit seinem vermögenden Vetter Peter Jespersön. Von diesem Deponiren wird der nun eintretende Student noch heutzutage depositurus und abgekürzt rus genannt. Die „Russen" auf den Universitäten in Kopenhagen und Christiania sind daher nicht nothwendig als Russen zu nehmen; es sind vielmehr die deutschen „Füchse".

Wegen seiner Armuth war es Daß nur zwei Jahre lang gestattet sich den Universitätsstudien hinzugeben. Peter Jespersön verließ ebenfalls Kopenhagen 1647, jedoch um berühmte Universitäten in Holland, England und Deutschland zu besuchen. Daß nahm eine Hauslehrerstelle beim Pfarrer Jakob Wirthmand in Vessen an. Als er daselbst als armer Student seinen Einzug hielt, ahnte er wohl nicht, daß er an diese Stelle noch mit stärkeren Banden gefesselt werden würde. Er fand hier seine spätere Ehefrau, die Tochter von Frau Elisabeth Wirthmand, welche bereits den dritten Pfarrer auf dieser Pfarrstelle geheirathet hatte. Denn in dem armen Nordlande, welches für die Pfarrerwittwen kein Geld hatte, war es seit alten Zeiten Sitte, daß der neue Pfarrer die Wittwe seines Vorgängers heirathete. Ein solcher Vorgänger war hier Anders Sörensson gewesen, dem seine Stärke den Beinamen „der Bär" verschafft hatte, der Vater von Margreta, Petter Daß' späterer Gattin. Unser Dichter mag etwa fünf Jahre

in dieser Stellung verharrt haben. Ende 1672 oder Anfangs 1673 wurde er Adjunkt („persönlicher Kapellan“) beim Pfarrer Nesne und erhielt als solcher — wie er es selber darstellt — „zwar Brod, aber keine Butter darauf“. Sein Gehalt betrug neben der freien Station zwölf Rigsdaler und eine — Ochsenhaut zu Stiefeln, daher damals Stövlehud genannt. Um seine Ehefrau zu ernähren — denn Daß heirathete Margreta Andersdatter bald nach dieser Anstellung — „mußte er, obwohl nun ein «Herr», wie jeder Geistliche damals genannt wurde, sein Brod durch Arbeiten wie ein Bonde verdienen“. Unter einem solchen Bonde ist jedoch nicht ein deutscher Bauer zu verstehen; es gehörte dazu ein Jeder, der einen festen Wohnsitz hatte, das heißt ein Boënde, „Wohner“ war, also auch anderweitige kleine Besitzer, Fischer oder „Strandsitzer“, die jeden Gewinn mitnahmen. Die Pfarrer im Nordlande legten sich damals sogar auf die große Fischerei. Sie sandten Boote aus mit eigener Bemannung, versahen dieselbe mit Kost für mehrere Monate und schickten später die getrockneten Fische auf den Markt nach Bergen. Denn diese große und wichtige Hansestadt, welche einst den ganzen nordländischen Handel auf Grund der dem deutschen Comptoir ertheilten Privilegien in der Hand gehabt hatte, beherrschte noch immer die Lage. Damals gab es noch keinen einzigen wirklichen Handelsplatz in den Nordlanden. Wer etwas zu verkaufen hatte oder größere Einkäufe machen wollte, mußte nach Bergen. Auch Daß schickte später seine Yacht von Alstahaug dorthin; aber sie ging an dem berüchtigten Vorgebirge Stadt in Söndmöre verloren, und dem Dichter blieb nichts übrig als dem Ereigniß ein Gedicht zu widmen, dessen Verlust wir ebenfalls beklagen.

Der Pfarrer, dem Daß adjungirt war, hieß Herr Henrik Dinclow, ein „großer Botanikus und Medikus, der seinen

Beichtkindern am Sonntage Gottes Wort predigte und sie durch seine Hausmittel und Pflaster kurirte". Denn auch diese Rolle mußten die Geistlichen damals hier übernehmen, wo es auf Entfernungen von hundert Meilen hin oft keinen Arzt gab. Darum hatte auch Daß' Vetter Peter Jesperssön die ausländischen Universitäten besucht, um Medizin zu studiren und später von dieser Wissenschaft als nordländischer Pfarrer Gebrauch machen zu können.

Mit Recht hebt unser Dichter hervor:

Des Nordlands Pfarrer tanzen nicht
Auf Rosen und auf Veilchen.

Was er selber so oft an sich erfahren, die weiten Fahrten im Unwetter oder in der monatlangen Winternacht durch die Sunde und Fjorde, um Sonntags zu einer Annexkirche zu gelangen, oder einem Kranken Trost und Hülfe zu bringen; die Verachtung der Gefahren, die vom Meere und der Luft drohen, wo fast in jedem Augenblick das Boot auf eine Blindscher laufen, oder ein sogenannter „Kastevind", Sturzwind, es in die Tiefe drücken kann, hat der Dichter wiederholt ergreifend geschildert. Ein großer Theil seiner Gedichte behandelt den Tod eines in diesem ehernen Scherengürtel Ertrunkenen.

Man fragt einen Vater, an Kindern reich:
Wo sind deine Söhne? Da wird er bleich, —
Sie ruhen im tiefen Grunde.

Er schildert mit ergreifenden Worten, wie die Insassen auf ein gekentertes Boot zu gelangen versuchen, „at träde om, — umzutreten" — wie es noch jetzt euphemistisch im Nordlande heißt. Da kann ein Bruder dem andern nicht helfen; wer nicht auf den Kiel zu gelangen vermag, „arbeitend mit Händen, Füßen und Knien", geht tilbunds — auf den Grund — wie man hier mit dumpfer Stimme zu sagen pflegt,

um „ein Tangblatt unter den Kopf zu bekommen“. Die Andern halten sich wohl eine Weile an den zu diesem Zweck in dem Kiel angebrachten „Stropper“, Vertiefungen zum Einfassen, oder schlagen ihre Messer in das Holz, um vielleicht von der nächsten Welle fortgespült zu werden, oder in der kalten Winternacht erstarrend in die Fluth zu gleiten. Es kommt vor, daß solche umgestürzte Boote an ein Vär treiben. Da zählen die Leute die eingeschlagenen Tolleknive im Kiel und wissen die Zahl der Verunglückten. Als Dinclow im Jahre 1681 starb, wurde Daß sein Nachfolger als „residirender Kapellan“, bis ihm 1689 die einträgliche Pfarrstelle zu Alstahaug, unter welcher Nesne damals stand, verliehen wurde. Nun war er aller Nahrungssorgen überhoben und konnte an die Vollendung seines Gedichtes denken, von welchem er selbst zum ersten Male im Jahr 1678 spricht. Schon der alte norwegische Geograph Peder Claussön nennt Alstahaug eine reiche Pfarrstelle, zu dem etwa 900 Bönder gehörten. Allein die Gebühren und Abgaben betrugen jährlich zwei- bis dreihundert Vog (à 36 Pfund) getrockneter Fische, zu denen noch das Zehntenkorn, der Zehntenfisch und „andere dergleichen Herrlichkeiten“ hinzukamen. Alstahaug war die am reichsten dotirte Stelle im ganzen Stift Drontheim. Aber dieses erregte auch den Neid der residirenden Kapellane in Nesne und Vessen, besonders eines eingebornen Dänen, des Magisters Paul Munch in Nesne, welcher wahrscheinlich in Folge entfernter Verwandtschaft mit der Maitresse Kristians V. dieses Pfarramt erlangt hatte und nun gegen seinen vorgesetzten Geistlichen querulirte. Die Schriften der wissenschaftlichen Gesellschaft in Drontheim enthalten das ganze interessante Aktenmaterial, das die Freimüthigkeit, aber auch die Derbheit und den kaustischen Witz des Dichters darthut. Die Sache muß ihn aber doch auch

innerlich berührt haben, denn er kommt in seinen Gedichten, so bei der Beschreibung von Salten, wiederholt auf das Verhältniß der Kapellane zum „Sognepreſt" zurück, erörtert dasselbe ausführlich und sucht den Ersteren zu beweisen, daß sie keinen Grund zur Klage hätten.

Wenn einmal das norwegische Nordland mehr bekannt geworden sein wird, mag sich auch in Alstahaug ein nordisches Interlaken aufbauen. Die Insel hat ein reiches Weideland, selbst Getreidefelder, welche bis zum Fuße der schon früher genannten Sieben Schwestern reichen, die plötzlich zu der imposanten Höhe von über dreitausend Fuß aufsteigen. Diese sieben „weißen Damen, die ihre Locken in Schnee flechten", gewähren einen unvergleichlich großartigen Anblick, wenn die nächtliche Sonne (wir befinden uns dem Polarkreise ganz nahe) sie in ein Rosenroth taucht. Im Westen erscheint über niedrigen Inseln „die offenbare See" (det aabenbare Hav), wie es auch in der Gudrun heißt, weiter unten im Norden ein Kranz großartiger Gebirgsinseln, darunter Nord Herö, die Geburtsstätte unseres Dichters.

In dieser großen, aber herben Natur hat Daß die letzten neunzehn Jahre seines Lebens verlebt, sein großes Gedicht vollendet und sich als Geistlicher und Mensch einen Namen gemacht. Alle Nachrichten stimmen darin überein, daß er im weitesten Sinne der Seelsorger, Berather und Vater seiner Gemeine gewesen ist. Darauf deuten schon seine vielen Gelegenheitsgedichte, in denen er Antheil nimmt an Allem, was sich in diesem Kreise ereignet. Nichts Menschliches ist ihm fremd. Wo ein dringendes Bedürfniß, ist er zur Stelle. Er leiht mit vollen Händen Geld aus, unbekümmert, ob und wann er es zurückerhält. Er begnügt sich nicht mit den vorhandenen Kirchenliedern, er dichtet neue für seine Gemeine. Wo sich

ein auffallendes Ereigniß zuträgt, selbst ein Verbrechen, bringt er es in Reime und singt am Sonntage das Gedicht mit seiner Gemeine nach bekannter Melodie. In Norwegen ist das geistliche Lied nicht nothwendig an Choralmelodien gebunden. Wie diese oft aus dem wandernden Volksliede entstanden sind, so singt man hier zuweilen geistliche Lieder nach solchen Melodien, hat aber den ursprünglichen, oft heiteren und tanzartigen Rhythmus beibehalten und überrascht durch diesen der deutschen Auffassung eigenthümlichen Widerspruch. Ich habe auf meinen Fahrten in abgelegenen Gegenden des Landes oft solche geistliche Lieder in heiteren Tanzrhythmen selbst von jungen Leuten singen hören. Denn hier ist religiöses Empfinden keine Ausnahme, die man auf den Sonntag verspart; sie durchdringt vielmehr das ganze Sein und Denken und gibt dem Leben eine imponirende Ruhe und Heiterkeit. Zu Daß' Zeiten, als das Nordland noch eine kleine Welt für sich bildete und kaum in einer leichten Verbindung mit Europa stand, muß diese Verbindung religiösen und heiteren Empfindens eine noch viel innigere gewesen sein. Es klingt auffallend genug, wenn wir hören, daß man bei Gastgelagen erst auf das Wohl der heiligen Dreieinigkeit trank, dann des heiligen Olaf und schließlich auf das des Königs, der anwesenden vornehmen Gäste und Anderer. In allen Fällen eröffnete das Mahl ein geistliches Lied.

Auch unserem Dichter ist echte Gottesfurcht kein Hinderniß für den fröhlichen Genuß der Gegenwart. In der monatlangen Nacht, in einem Klima, das kaum drei Monate Sommer kennt, bricht er nicht selten in wehmüthige Klagen aus über das traurige Loos des Nordländers. Während Andere sich der strahlenden Sonne erfreuen, fühlt er sich als Sklave der Elemente. Hier wo „Neptunus mit Aeolus Geld wechselt“

und „der Olymp sein weißes Confekt reichlich über die Erde streut“ (Daß bewegt sich oft in solchen Bildern), wo

> Der Eine fragt: Bruder, wann wird es Tag?
> Der Andre klagt: o weh der Plag',
> Will nimmer die Nacht sich enden? —

überkommt auch ihn wohl eine stille Verzagtheit. Dann schreibt er an seine Verwandten und Freunde, die in der Nähe, — das heißt immer noch Meilen weit entfernt — wohnen, sie kommen in das gastliche Haus und erfreuen sich der Vorräthe in Küche und Keller. Er hat uns an einer Stelle, wo er von dem Inhalte seines Gedichtes spricht, und was der Leser zu erwarten hat, eine Art Küchenzettel über die Gerichte aufgesetzt, welche man damals in Wahrheit genossen haben mag. Er verspricht kein „Schauessen“, keine französische Suppe, Fasanen, Kapaunen, feines Gewürz und Melonen, aber dafür ein Gericht frischer Dorsche, gerstenes Flachbrod mit Butter, soviel gefällig, dazu eine Wurst und einen Schinken, der schon neun Jahre lang im Rauche hängt und vortrefflich fett ist. Er will auch ein paar von den Häringen braten lassen, die in der Tonne gut eingesäuert und im letzten Jahre gefangen sind. Als Beisatz stellt er in Aussicht eine Schale Rübensalat und als Nachtisch einen Eierkuchen, zum Trinken aber ein Fäßchen „Blande“, eine Mischung von Wasser und sauren Molken. Dabei wird es nun allerdings nicht sein Bewenden gehabt haben, wenn die Freunde während der Skamtid, nämlich zur Zeit der kürzesten Tage, in Alstahaug zusammenkamen, um den „Gecken loszuschlagen“, wie es im Norwegischen heißt. Man kannte auch im Nordlande das starke Bergen'sche Bier, „dobbel Rasmus“ genannt, und der Dichter schildert uns dessen Wirkung an einer Stelle seiner Trompete des Nordlands gar ergötzlich.

Bei alledem ist der Dichter in hypochondrischer Stimmung; das zeigen uns seine Reimbriefe aus den verschiedenen Lebensaltern. Er klagt über den engen Kreis, in dem er lebt. „Ich bin ein »Heimischer« und wohne in einem Lande, wo man weder schreibt noch liest.“ Unter einem Heimischen (Hjemföding, Eingeborenen) versteht man in Norwegen Jemand, der nie aus seiner engen Heimath herausgekommen ist. Die Isländer nennen sogar einen solchen einen Hämischen, Tückischen (hemskr), indem sie davon ausgehen, nur die Kenntniß der Fremde gebe den freien, unbefangenen Blick. Darum nennt sich Daß hypochondrisch einen Zachäus, zu kurz an Körper, Wuchs und Kräften. Selbst sein Gehirn scheint ihm ausgetrocknet, die Feder stumpf und die Tinte blaß.

„Mir ziemte eher aus alter Postill'
Eine Bauernpredigt zu stehlen!“

Ob er sein nordländisches Gedicht vollenden soll, scheint ihm zweifelhaft; es spreche ebensoviel dagegen als dafür. Er sei nicht werth unter die Dichter gerechnet zu werden.

So klagte er freilich besonders zu der Zeit als ihn noch „cura domestica“ drückte. „Wenn diese dann bei ihm logire, dann werde es ihm im Kopf so wüst, und er schwanke umher gleich einer Magnetnadel.“ Aber auch später wird Daß diese Stimmung nicht los. Es scheint fast — es fehlt uns jedoch an allen bestimmten Thatsachen — als ob seine Ehe nicht glücklich gewesen sei. An einer Stelle, wo er eine Bauernhochzeit schildert, wie das Brautpaar in der Brautkammer betet und der Bräutigam der Braut die Haube aufsetzt, während die anwesenden Eltern in Thränen ausbrechen, fügt er die Worte hinzu:

Sie wußten wohl nicht, daß der Stand der Eh'
Nichts anderes bringe als Thränen und Weh',
Beschwerden, Gram und Sorgen.

Sein ältester Sohn Lars starb ihm frühe auf der Schule in Bergen, die auch er besucht hatte. Von seiner einzigen Tochter wissen wir nichts. Sein zweiter Sohn Anders wurde sein Nachfolger im Amt und durch Heirath mit Rebekka Angell, Tochter des reichen Rathmanns Angell in Drontheim, einer der größten Grundbesitzer des Nordlands. Er hatte von der dichterischen Anlage des Vaters nichts geerbt; dieselbe zeigte sich auch bei dem Enkel Albert Daß nur insoferne, als er die Dichtungen seines Großvaters herausgab und kommentirte.

Als Daß am 24. April 1700 die „Auflassungserklärung" abgab, durch welche er — „soweit dieses mit Gottes und Sr. Königl. Majestät Willen geschehen kann" — sein Predigtamt theilweise auf seinen Sohn übertrug, indem er sich nur das Recht vorbehielt, neben seinem Sohne den Kirchendienst zu verrichten, zeigten sich vielleicht schon die Anfänge jener Krankheit, welche ihn bald darauf sechs Jahre lang an das Krankenbett fesselte. Er schreibt bereits 1700:

So schwach bin ich, kaum kann ich noch
Abziehen meine Strümpfe.

Der jahrelangen Leidenszeit verdanken zwei Gedichte ihre Entstehung, geradeso wie ein neuerer norwegischer Dichter, Henrik Wergeland, seine schönsten Gedichte auf seinem Todtenbette geschrieben hat. Das erste ist ein Lebensbild des Dichters, ein poetischer Rückblick auf die eigene Vergangenheit, verklärt durch den Gedanken an das nahe Ende. Manche Stellen erinnern ganz an Walther von der Vogelweide.

Jeg ved vel, at den Sommer	Ich weiß wohl, daß der Sommer
Ei vare kan altid.	Nicht immer währen kann,
En Vinter efter kommer	Ein Winter muß auch kommen,
Og vil mig farve hvid.	Der färbt mich bleich und weiß.

Jeg ser mit Mandelträd	Ich seh', mein Mandelbaum
Begynder alt at knoppes,	Beginnet schon zu knospen,
Min Styrke gaar paa Knä.	Meine Kraft geht auf den Knie'n.

Immer bricht in diesem seinem „letzten Testamente" die Liebe zu seiner Gemeine hindurch, „die ihm — er weiß es — gern ein Leben von hundert Jahren wünsche", und ein heißes Dankgefühl zu Gott. Zuletzt erhebt sich sein Gesang, das Einzelne verlassend, zu einem wunderbaren Gebet für sein Land, auf dessen Erwerbsquellen er, seinem realistischen Zuge folgend, den Segen des Himmels herabfleht. Was bei einem andern Dichter leicht komisch wirken könnte, die Bitte, es möchten Schafe und Ziegen sich tausendfach vermehren, der Widder sich reichlich mit Wolle bekleiden, der Fischer die Stelle finden, wo der Dorsch steht, und Anderes, wirkt bei Daß tief empfunden und wahr, weil die feste, sichere Zeichnung zu dem kindlich warmen Gemüth des Dichters paßt.

Fast noch bedeutender ist das zweite Gedicht, das mit den schmerzlich anspielenden Worten anfängt:

Ein Körper ganz voll Grus und Stein, —

ein Gebet um Erlösung von den sechs Jahre langen Leiden:

Ich wünsch' den Tod mir, sterbe nicht.

Wie der siebente Tag ein Sabbattag ist, so hofft er auf Befreiung im siebenten Jahr, auf ein Abnehmen des Joches wie beim Thier, das den Tag über am Pfluge gestanden hat und Nachts sich zur Ruhe legen darf. Ganz im Sinne eines echten Dichters fordert er die Stollen und Bretter seines Bettes auf, für die Schwere seines Leidens Zeugniß abzulegen, ebenso die Balken und Sparren im Hause, die Wände, Thüren, Tische und Bänke. Hier brauchte er allerdings nur dem großen Vorbilde des Buches Hiob zu folgen.

Erst im August 1708 wurde ihm die ersehnte Erlösung zu Theil.

Wir besitzen von Daß nur ein Porträt, das sich in der Kirche von Melhus, südlich von Drontheim, befindet. Es stellt ihn im geistlichen Ornate dar mit dem vielgefälteten weißen Radkragen, den die Pfarrer noch heutzutage in den skandinavischen Ländern tragen. Das Gesicht hat einen energischen Ausdruck, die Brauen ziehen sich hoch hinauf zur gewölbten Stirn wie ein paar Brückenbogen. Die Entschlossenheit vermehrt ein kleiner Lippenbart und ein oblongartig geformter Kinnbart. Das ziemlich lange Haar deckt eine Kalotte. In den Händen hält er ein Gesangbuch. Eine Inschrift zeigt, daß dieses Bild den Dichter in seinem siebenunddreißigsten Jahre darstellt. Es könnte als Unterschrift einen Vers desselben aus einem Gedichte an Peter Bredal haben,

Sum, fueram, fiam, sum Dassius unus et idem.

Daß hat, wie jeder Dichter, seine Vorgänger, auf deren Schultern er steht. Sein Ruhm liegt nicht darin, daß er der Dichtung neue Gebiete erschlossen und neue Wege gebahnt hat: sondern in seiner die unsichern Bestrebungen seiner Vorgänger zum erfreulichen Abschluß bringenden Thätigkeit. Die Zeit, in der er lebte, ist dichterisch eine gänzlich unfruchtbare; nur beschreibende Gedichte gab es gerade damals in Hülle und Fülle. Noch größer war die Zahl der Gelegenheitsdichter. „Es wimmelt von Poeten wie von Fliegen im September“ sagt Holberg von dieser Periode. Wir haben aus jener Zeit eine Beschreibung Frederikshalds von Schröder, Samsö's und Kronbergs von Kingo, sowie des Jomfrulandes von Roland Knudsen, alle in dem üblichen Versmaaße der Alexandriner

oder in Knüttelversen und mit einem erstaunlichen Apparat von Gelehrsamkeit ausgestattet, nach der Vorschrift Rostgaard's, „daß sich Verse von Prosa eben dadurch unterschieden, daß deren Inventionen nach Poësin und Historiam Mythicam schmecken". Auch Klaus Lyskander's Grönländische Chronik ist zu nennen, schon weil Daß ihr sein Versmaaß zur Trompete des Nordlandes entlehnte; vor Allen aber der Bischof Anders Arrebo, dessen Hexaemeron sogar denselben Gegenstand behandelt wie die Daß'sche Trompete. Arrebo hatte sich nur kurze Zeit in Norwegen aufgehalten, aber eine Vorliebe für das interessante Land gefaßt und eine Beschreibung des Nordlandes geliefert, an die sich dann Daß oft stark anlehnt. Allerdings dichtet Arrebo in Alexandrinern; aber auch er ist reich an den lebhaften Bildern und treffenden Vergleichen, welche wir bei Daß bewundern, und strebt nach jener Volksthümlichkeit im Ausdrucke, die für jene akademisch gefärbte Zeit als ganz unerhört bezeichnet werden muß. Wenn Daß ihn bei Weitem übertrifft, so liegt dieses in seiner größeren dichterischen Begabung und der entschiedeneren Befreiung von conventionellen Regeln.

In der That kann an Popularität noch jetzt, nach fast zwei Jahrhunderten, in Norwegen kein Dichter mit Petter Daß verglichen werden. Jeder Bauer, jeder Fischer kennt ihn. Der Reisende braucht nur anzutippen, so sagen sie ganze Stellen aus seinen Gesängen auf. Wenn die Fischer auf dem Meere liegen, in der langen Winternacht oder beim Scheine der Mitternachtssonne, dann singen sie seine Verse ebenso kräftig, wie die venetianischen Fischer die Stanzen Tasso's. Das macht, Daß ist nicht blos ein Sohn seines Volks, er hat auch für sein Volk gedichtet. Er hat es bei seiner Arbeit belauscht und diese Arbeit dichterisch geadelt. Daher wendet

er sich auch gleich beim Beginne der Trompete des Nordlandes, nachdem er in der vorangegangenen Widmung sich den Staatsrock angezogen hatte, an Alle, die das Nordland bewohnen, und begrüßt Herren und Knechte, Bauern und Fischer, Alle, die am Strand oder am Fjeld wohnen, Fische auf die Trockengestelle hängen und die Dorsche in Tonnen einsalzen. Er vergißt nicht den Leiländing (Pächter) neben dem Grundbesitzer (Odelsmand), nicht den armen Husmand und Strandsitzer, den Krämer und Markthändler, nicht das Licht der Geistlichkeit und das Schwert der Obrigkeit. Alle diese, auch die Frauen, ladet er ein, an seiner einfachen Tafel Theil zu nehmen. Er wendet sich um Hülfe gegen den Teufel, „den satyrischen Trold", nicht an die neun Göttinnen, sondern betont seinen christlichen Glauben, der ihm und allen seinen Gästen auf der anzutretenden Reise Schutz verleihen soll, und verspricht, es werden alle Klippen hinter ihnen liegen, bevor die Sterne am Abendhimmel erglimmen.

Daß ist aber ein zu guter Dichter, als daß er nicht — schon hundert Jahre vor Lessing — zu der Einsicht gelangt wäre, die bloße Beschreibung widerspreche dem Wesen der Poesie, deren erster und letzter Zweck ist, die Phantasie des Lesers anzuregen. Dieses geschieht am wirksamsten durch die Vorführung menschlicher Empfindungen, menschlichen Thuns und Treibens. Die Schilderung einer Landschaft läßt uns kalt, sie erwärmt uns aber, sobald wir uns für einen Menschen in dieser Landschaft oder auch nur für den Darsteller interessiren. Mit einem Wort: uns ist todt, was nicht der Menschengeist in irgend einem Sinne durchdrungen und sich zu eigen gemacht hat. Hier hat nun Daß von vornherein den nicht zu unterschätzenden Vortheil, daß er in der dargestellten Landschaft nicht blos gewesen ist, daß er sie kennt,

sondern ganz besonders daß er in ihr wohnt. Nicht irgend ein Dritter leidet unter dem traurigen Klima, hungert und friert, jauchzt der wiederkehrenden Sonne entgegen; es ist der Dichter selber, der über die Länge der Polarnacht klagt, die Sonne allmählich über den Horizont steigen sieht, wie sie jetzt durch einen Einschnitt des Gebirges scheint, weiter wiederum verdeckt wird oder nur mit „halbem Auge" den Menschen anblinzelt. Er schildert ferner nicht die Natur, in welcher er den Leser führt, er läßt Menschen auftreten, die uns zu erkennen geben, welchen Eindruck diese Natur auf sie mache, was sie in ihr erfahren haben: die Wittwe, die ihren ertrunkenen Mann beweint, den Vater, der seine Söhne im Fjord verlor, die Kinder, denen ihr Vater verschollen ist. Unvergleichlich malt er das Kentern eines Bootes und die Katastrophe ganzer Fischerflotten im Namdal und bei den Lofoden, wo das Meer mit Rudern, Bänken und Trümmern übersät ist, zahlreich wie die Ziegel auf einem Dache. Er spricht auch selten von den Bewohnern des Nordlandes im Allgemeinen, er individualisirt sie, wenn er sie auch nur bei ihren Spottnamen benennt. Sobald „Herr Gregus" dieses wahrnimmt, thut er dies und das; nun faßt „Herr Urian" Muth, und ähnliche Wendungen wirken durchaus dichterisch, weil man dabei ohne Weiteres an einzelne Menschen denkt. Unser Dichter weiß ebensogut, daß alle Aufzählungen für die Poesie unfruchtbar sind, darum begleitet er die Schilderung der einzelnen Vögel, der Fische und anderer Thiere mit allerlei Anreden und humoristischen Bemerkungen; er setzt sich mit ihnen gleichsam in eine dramatische Verbindung. Die Rype ist ihm eine Frau Rype, die sich alamodig kleidet und je nach der Jahreszeit sogar ihr Kleid wechselt. „Du grimmer Seekönig, du Trold in der Fluth" — redet er den Walfisch an und lacht ihn aus,

daß er aus freien Stücken auf das Land läuft und sich dort schlachten läßt. „Erzähle mir doch, wenn du hungrig und deine Eingeweide leer, wie viele Tonnen Häringe wohl in deinen Bauch geh'n, bevor du deinen Hunger zu stillen vermagst. Ich denke, du wirst zu jeder Mahlzeit deine gute zwei Last brauchen, dazu die Tonne «häufig» gemessen; das ist für dich ja doch nur wie ein Floh." Auch die Qveite, jene bis drei Meter lange Riesenflunder[1]), nennt er „schönste Qveite, du Königin im Wasser! Wo gäbe es deines Gleichen unter dem schwimmenden Gethier! Dein Rücken ist wie Bernstein, dein Bauch wie Schnee, ja weißer als Muscheln im Sande". Aus ihrem Rücken schneidet man den köstlichen Räkling, aus ihren Flossen den fetttriefenden Rav. Hier reicht dem begeisterten Dichter seine Muttersprache nicht mehr aus und er ruft im Bergen'schen Deutsch: Den er (der ist) über Maßen ausbundig!

Ganz geht ihm aber das Herz auf, wo er auf den Dorsch zu sprechen kommt, den merkwürdigen Fisch, welcher in ungeheuren Zügen (Skreid, daher selber Skrei genannt) beim Beginne des Jahres an das Land kommt, um zu laichen. Allein an der Ostküste der Lofoden liegen dann etwa zwanzigtausend Menschen dem Fange dieses Fisches ob, der als Klip-, Rund-, Törfisk in den Handel kommt und in die Länder des Mittelmeers, in neuerer Zeit sogar nach China, der Habana und Brasilien verschifft wird. Bloß bei den Lofoden fängt man jährlich dreißig Millionen, und doch ist es nur wie ein Griff in den unermeßlichen „Fischkasten" dieses vom Golfstrome erwärmten Ozeans. Bei dem Worte Dorsch verklärt sich das Gesicht des Norwegers. Mit ihm und dem Häring bezahlt

[1]) Hippoglossus maximus.

er den Roggen der Ostseeländer, das Salz Spaniens und den Kaffee Brasiliens. Auch Daß singt ihm eine Hymne. Er nennt ihn des Nordmands Krone. „Du Dorsch magst wohl unsere Nahrung und unser Getreide genannt werden. Du verschaffst uns von Bergen so manche Tonne Roggen, zur Nahrung dem armen Nordfahrer.“

Barmherziger Vater, thu' auf deine Hand,
Beglücke die Armen in diesem Land
Mit deinen erquickenden Gaben!

Denn bliebe der Dorsch aus, — o schmerzlich Geschick —
Was brächten nach Bergen wir, was zurück?
Da führen wohl leer die Jachten.

Was bleibt uns hier Andres als unverwandt,
Im Boot, mit Angel und Schnur in der Hand
Nach Nahrung im Meere zu trachten.

Und solltest du, Gott, uns zürnen ein Mal
Und wehren dem Skrei, dem Häring und Wal,
Da gingen wir hastig zu Grunde.

Wir leiden hier nicht von Trauben und Wein,
Hier giebt's nicht Kupfer, nicht Silber fein,
Nicht rothes Gold im Bunde.

Unser Land uns nicht wie Canaan grüßt,
Wo Milch und Honig in Bächen fließt,
Hier sind nicht Trauben zu pflücken.

Der Fisch im Wasser, das ist unser Brod,
Und fehlt er uns, da leiden wir Noth,
Wir müssen im Jammer ersticken.

Daß hält sich aber nicht lange bei solchen Betrachtungen auf, er greift immer wieder frisch in das volle Leben seines Volkes. Er führt uns zu den armen Fischern der Lofoden, die in den ersten Wintermonaten aus dem ganzen Nordlande zusammenströmen, zeigt sie uns bei ihrer oft gefährlichen, immer mühsamen Arbeit des Fischens, wie sie auf das Meer

ziehen, den Fisch zum Trocknen „gesperrt“, d. i. immer zu zweien mit den Schwänzen verbunden, auf die Gestelle (Hjelder) hängen, am Abend aber in den Fischerbuden ihr Lieblingsgericht „Mölje“ aus Wasser, Fischleber und Flachbrod bereiten. Er verweilt mit Theilnahme bei dem Kleinleben dieser genügsamen Menschen, deren Kräfte nur zuweilen „bei Hopfen und Porst“ zu bedenklichen Thaten treiben. Er ermahnt sie zu sorgfältiger Behandlung des Fisches, weil sonst die „Contorischen“ in Bergen sie damit zurückwiesen und sie immer tiefer in die Kreide kämen. Denn „Garpus“ — so heißt der Bergen'sche Kaufmann — hat eine feine Nase und riecht den schlechten Fisch auch aus einem Haufen heraus. Wie er aber ferner ein strafendes Wort für den unmäßigen Genuß des Tabaks hat, den kein Volk noch heute stärker kaut als der Norweger, den sie wie Brod in den Mund stopfen, oder aus einem Horn schnauben, wovon die Nase — besonders bei Frauen — das reinliche „Aussehen eines Schornsteins“ erhält: so wendet er sich auch an die Krämer in den Fischerplätzen (jetzt Landhändler genannt) und ermahnt sie, den Fischer, der seine Waare abliefert, nicht beim Wiegen zu hintergehen. Sie sollten ein solches Gewicht gebrauchen, mit dem sie selber einst gewogen werden könnten.

Das Nordland wird aber nicht blos von Fischern bewohnt. Auf dem Festlande, an den tief einschneidenden Fjorden gibt es große Höfe, wo Forsten treffliches Material zu Schiffen und Häusern liefern, wo Vieh und Pferde auf üppigen Weiden grasen und fast alle Sorten von Getreide reifen. Während in dem Scherengürtel der Nebel braut oder ein „Rauchsturm“ die Wellen in Dampf und Gischt auflöst, herrscht in der Tiefe der meilenlangen Fjorde oft Stille und erdrückende Hitze. Auch hierhin wendet der Dichter sich und erzählt in

seiner naiven Weise, wie der gutmüthige aber träge Bauer genöthigt wird, den Reisenden in seinem Kahn zu befördern. Er räth, sich dreist als einen Beauftragten des Vogts, des Amtmanns oder Pfarrers auszugeben, und schlimmstenfalls durchblicken zu lassen, man habe ein Patent im Reisekoffer und sei ein Staatsbeamter. Die Leute arbeiteten dann den Tag über unverdrossen, daß fast die Ruder in den Kjeiper brächen, zumal wenn es gegen den Wind ginge; doch möge man sich beruhigen, denn sie erhielten dafür auch am Abend Flachbrod und saure Milch. Es ist eben die Auffassung des siebenzehnten Jahrhunderts.

Auf dem Festlande, fern von Bär und Schär, schildert nun der Dichter das Volk fast nur von dessen Schattenseite, seine Trunk- und Prozeßsucht, seine Unkeuschheit und Unsauberkeit. Hier dient als eine ausgezeichnete Ergänzung zu der „Trompete“ die sogenannte „Thalweise“, ein langes, in künstlich verschlungenen Reimen und Versen sich bewegendes Gedicht, das noch heutzutage von den norwegischen Studenten gern gesungen wird. Gar ergötzlich liest sich in der Trompete die Prozeßverhandlung auf dem Thing, zu welchem die Bewohner den Lensmand auf sechzehn Tage mit allerlei Victualien versorgen müssen. Die Sachen werden nach dem Terminszettel aufgerufen, und es melden sich zuerst zwei Nachbarn. Asmund behauptet, der Beklagte habe ihm ein Ferkel gestohlen, dieser erwidert: Hundsfot beweis' es! Die Sache muß indessen vertagt werden, da es an den erforderlichen Zeugen fehlt. Nun kommt eine ganze Zahl von Personen und klagt über Thierschäden: Dein Ochse hat meine Kuh gestoßen; deine Stute hat meine Sau geschlagen und ist über meinen Acker gelaufen. Dem sind seine Wiesen niedergetrampelt von Ingebrikts Stärke und Kälbern. So geht es lär-

mend hin und her. Die Richter gerathen in Verlegenheit. Der Dichter und seine Genossen rathen ihnen, sich die Ohren mit Ziegelsteinsalbe festzukleben. Dann tritt ein Bonde auf und trägt in seinem breiten nordländischen Dialekt vor: „Herr Schreiber (den Richter, Sorenskriver, meinend), ich habe einen Streit mit meinem Nachbar, seid so gut, den zu entscheiden.

Ich kauft' 'ne Mühle, der Nachbar 'ne Mähr',
  Gemeinschaftlich beide zu nützen.

Brauch', Nachbar, so sagt' ich, die Mühle mit mir,
So nütz' ich die halbe Stute von dir,
  Wir theilen dann was wir erwerben.

So kam ich zu Schaden, ich muß es gesteh'n,
Der Satan wollt' es, so ist es gescheh'n,
  Die Mähre fuhr ich zu Schanden.

Wie der Nachbar erfuhr, schimpfirt sei das Vieh,
Da wurd' er wie unklug, er raste und schrie:
  Ich schlage die Mühle in Stücken.

Er that es, Herr Schreiber, zu meinem Verdruß,
Ich trage den Schaden nur, wenn ich es muß, —
  Du sollst uns was Rechtens sagen.

Ich mein', schlug er meine Mühle, der Tropf,
So geb' ich der Mähre auch eins an den Kopf.
  So sind wir quitt mit einander.

Der Dichter zieht mit seinen Genossen weiter zu Kolbjörn in Kratt, um einer Hochzeit beizuwohnen. Er findet hier Gelegenheit, mancherlei eigenthümliche Sitten zu schildern und eifert gegen die unzeitige Theilung der Höfe, welche nur Armuth und Streitigkeiten im Gefolge habe. Als eine erfreuliche Ausnahme stellt er den Halvor auf dem Gaard Aasen dar, denselben, welcher in der Thalweise in so guten Verhältnissen lebt. Freilich räth er auch bei diesem, nicht zu untersuchen, was wohl alles in seiner Wurst stecke, die seine Ehefrau Malfri zubereitet habe. Wenn diese am Sonntage in

ihrem Staat zur Kirche wandre, sehe sie auch anders aus als an den Werktagen, wo sie die Magd für deren Näschereien und Untreue gehörig zerbläue.

Schau' und trau', die Frau
Ist dann keine Sau;
Ziert sich, als hätt' sie 'ne Schleppe;
Geht es zum Tanz,
Ist sie Feuer ganz,
Springt wie 'ne Kuh auf der Treppe.

Wirkliches Ungemach bereiten dem Dichter bei der Frau Guru (Gudrun), die ihn im Uebrigen mit süßem Rahmkäse traktirt, nur die Bewohner des Schaffells, mit welchem ihn am Abend die Wirthin zudeckt.

Fremde Reiterei,
Auf Freibeuterei,
Verbarg sich in den Haaren.
Ritten nicht auf Sätteln,
Die Betteln,
Doch mein Rücken mußt' es gewahren.

Am folgenden Morgen sucht ihn Frau Guru vergebens mit ihren besten Gerichten zu ködern: er eilt davon.

Auf dem Lande findet der Dichter nur Peinliches zu berichten, nur das freie Meer befreit seinen Geist. Scheint es doch, als habe der frische Hauch der See, in deren Mitte seine Wiege gestanden, auch seinen Blick aufgehellt und ihm eine Einsicht verstattet in die Erscheinungen jener Natur, vor denen alle Andern rathlos dastanden. So gibt er eine vortreffliche Erklärung des Saltstroms, jenes merkwürdigen „Wasserfalles im Meere", und deutet ihn als eine Wirkung der Ebbe und Fluth. Abenteuerlich, etwa nach Art des Schiller'schen Tauchers, klingt die Erklärung Arrebo's von dem gefürchteten „Mahlstrom" bei den Lofoden. Auch hier tritt Daß berich-

tigend auf, fügt aber hinzu, daß er „die Ansicht des seligen Mannes, dessen gelehrte und tiefsinnige Schriften er wie Gold schätze", auf sich beruhen lasse. Die Trompete umfaßt das ganze Nordland, das heißt Vindalen, Helgeland, Salten, Lofoden und Vesteraalen, Senjen und Tromsö, und schweigt an der Grenze Finmarkens. Von diesen Landschaften kennt Daß aus eigener Anschauung nur Vindalen und Helgeland, alle andern nur aus Beschreibungen seiner Freunde und der Fischer. Einmal bittet er Nysted, welcher ihn aufgefordert hatte, sein Gedicht zu vollenden, um Auskunft über Salten, Lofoden und das Tromsö-Len, da er „aus eigener Erfahrung in Betreff des Nordlandes nicht genügend informirt sei". Trotzdem ist es merkwürdig, wie seine Darstellung überall auf eigener Wahrnehmung zu beruhen scheint; hier ergänzte das Fehlende in der That eine sorgfältige Information und das dichterische Auge.

Es wäre auffallend, wenn Daß es unterlassen hätte, des interessantesten Volksstammes dieses Landes, welcher einst der herrschende war und erst von den eingewanderten Nordgermanen in die öden Felsthäler des Kjölengebirges und die Waldhaiden der Finmark zurückgedrängt wurde, nämlich der Lappen, zu gedenken, der metalleschmiedenden Zwerge der nordischen Sagen, des runenden zauberkundigen Volkes, welchem Wind und Wetter unterthan war. Es ist nicht wahrscheinlich, daß sie sich schon damals auf die Inseln des Scherengürtels gewagt haben, wie jetzt, wo man den kleinen aber stillen und fleißigen Menschen in den Häfen des Nordlandes begegnet, angestaunt von den flüchtig Reisenden, die von ihnen kaum etwas anderes gehört haben, als was Heine von ihnen sagt. Daß mag sie oft genug gesehen haben am Ende der großen Fjorde, zu welchen sie zweimal im Jahre herabkamen, um ihre Produkte zu vertauschen. Doch schreibt er vielleicht auch blos

nach Berichten. Seine Darstellung gewann so sehr den Beifall seiner Zeitgenossen — wahrscheinlich infolge der gleichzeitigen Mittheilungen des Missionars v. Westen —, daß dieser Abschnitt wiederholt gedruckt wurde, während das ganze Gedicht erst einunddreißig Jahre nach dem Tode des Dichters, also 1739, in Kopenhagen erschien.

Ich vermag der Darstellung nicht zu entnehmen, ob Daß das schöne Buch von Scheffer über Lappland gekannt, welches in deutscher Ausgabe bereits 1675 in Frankfurt, in lateinischer ein Jahr früher erschienen war. Ich möchte es verneinen, nicht blos wegen der Schwierigkeiten, die dem buchhändlerischen Verkehr entgegen standen, sondern auch weil Daß sich schwerlich die poetischen Momente, an denen jenes Buch reich ist, würde haben entgehen lassen. Die Liebeslieder des lappischen Volkes können sich den poetischen Erzeugnissen der gebildetsten Nationen dreist zur Seite stellen. Hier ist eine Gluth der Empfindung und eine Plastik des Gedankens, die an das biblische Hohelied erinnert:

> „Was kann wohl stärker und fester sein, als die zusammengewundenen Sehnadern, oder eiserne Ketten, welche fest binden; also bindet die Liebe meinen Kopf und ändert meine Gedanken."
>
> „Des Kindes Wille ist des Winds Wille und der Jugend Gedanken sind lang währende Gedanken."

Longfellow hat diese Sentenz als Kehrreim eines seiner schönsten Gedichte benutzt; auch bei Daß würden wir Anklänge finden, hätte er die lappische Poesie gekannt. Jetzt erwähnt er nur des vielgenannten Gedichts, das die Lappen über den erlegten Bären singen, offenbar den lateinischen Distichen folgend, welche der Magister Halvard Gunnarssön schon im Jahre 1606 gedichtet hatte.

Im Uebrigen ist seine Darstellung von einer Klarheit und Realität, daß wir uns leicht das Leben dieses gleichsam außereuropäischen Volkes vorstellen können: seinen niedrigen Wuchs und seine Bartlosigkeit, die althergebrachte Kleidung, die mit Heu gefüllten Komager. Der Dichter baut vor unsern Augen ihr Zelt auf und gestattet uns einen Blick in das Leben der Familie, die um das ewig brennende Herdfeuer kauert. So erklärt er uns, warum die Frauen meist an den Augen krank sind. Er führt uns zu den Renthierheerden, die dem Lappen Bedingung seiner Existenz sind, und nennt uns seinen Küchenzettel. Als Geistlicher wirft er allerdings einen vorwurfsvollen Blick auf das „Ryllen und Rallen", nämlich die Zaubereien des lappischen Volks, welches die Kunst versteht „Gan zu setzen", schädliche Fliegen auf fremde Personen loszulassen, dem fernen Diebe ein Auge auszuschlagen und Winde zu verkaufen, die immer stärker zu wehen beginnen, je nachdem man den ersten, zweiten oder gar den dritten in ein Handtuch geschlungenen Knoten öffnet. Wir besitzen ein lappisches Gedicht „die Söhne der Sonne", welches der Pastor Fjellner in Sorsele (Schweden), angeblich nach Gesängen des Volkes, aufgezeichnet hat. Hier spielen diese Knoten eine große Rolle, da die Schwester der Sonnensöhne mit ihrem Geliebten der Verfolgung derselben entrinnt.

Daß schildert auch ganz genau des lappischen Noaide, eines priesterlichen Zauberers, Gebahren, der ohnmächtig zur Erde stürzt und während dieser Leblosigkeit eine weite Fahrt zum Lande der Seligen, der Saiwowelt, fingirt. Dieses ist dem Dichter, der als Sohn des 17. Jahrhunderts nicht umhin kann an Hexerei zu glauben, Alles wirkliches Satanswerk. Aber so tief geht doch sein Streben nach Erkenntniß, daß er zweifelnd fragt, ob nicht diese Satanskunst sich auf die „durch

Experiment" erlangte Kenntniß der geheimen Kräfte der Natur gründen könne.

Wie sehr er nach Befreiung vom Aberglauben trachtet, geht auch aus einer anderen Stelle seines Gedichts hervor. Im Nordlande glaubt man an sogenannte „Außenwohner" (Udboëre), die Geister ungetaufter oder ausgesetzter unehelicher Kinder, welche in den Wald- und Gebirgswüsten umherirren und den Menschen prophezeien, auch wohl allerlei Dienste leisten. Ursprünglich ist die Sage eine lappische, wonach ein solcher Apparasch im Walde klagt und weint und dem Wanderer den Namen der unnatürlichen Mutter nennt, auch wohl am Abend die Brust der Mutter sucht. Eine Kindesmörderin schneidet deßhalb, um ihr Geheimniß zu wahren, dem getödteten Kinde oft die Zunge aus. Nun hatte sich die Stimme eines solchen Udboër in Salten hinter einer Handmühle hören lassen und die Erscheinung viel abergläubiges Volk angelockt. Wir besitzen noch den Originalbericht des Probstes Möinichen vom 8. Dezember 1687, wonach die Erscheinung ein Weib Nille Moër als die Mörderin angab, die ihrerseits die That gestand und dafür hingerichtet wurde, obwohl eine solche That gar nicht verübt war. Geradeso wie in jener Zeit in Finmarken einige Weiber verbrannt wurden, weil sie sich schuldig bekannten ein Bergen'sches Schiff durch ihre Zaubereien zu Grunde gerichtet zu haben, während das Schiff bald darauf wohlbehalten am Bestimmungsorte eintraf. Ein unbefangener Leser erkennt aus jenem Bericht sofort, daß die Stimme von einer der mahlenden Mägde ausging, welche sich dabei sogar allerlei Scherze erlaubte. Die im Glauben an Hexerei befangenen Menschen wagten es nicht den Spuk zu enthüllen. Auch Daß nahm offenbar ein „Satanswerk" an; da aber die Fischer von den Lofoden zurückkehrten, von ihrem Besuche auf

dem Hof Scholvold und dem Udboër erzählten, „meinend, das sei Alles ganz natürlich und einem Geistlichen nützlich zu vernehmen“, donnerte Daß am nächsten Sonntage von der Kanzel: wenn Einer sich unterstände noch einmal sich dorthin zu begeben, da würde er ihn als einen Götzendiener ansehen und danach behandeln. Das half. Die Leute schämten oder fürchteten sich; der Spuk ließ nach, weil ihm das Publikum fehlte; der Teufel verschwand. „So muß man den Affen traktiren“ — schließt der Dichter seine Erzählung.

Zeigt dieselbe den praktischen, wenn auch nicht den freien Blick des Dichters, so tritt dieser um so stärker hervor, wo er von der wirklichen Bekehrung der Lappen zum Christenthum spricht, das damals ein rein äußerliches, in einem mechanischen Formalismus bestehendes war. Er spricht es mit der größten Bestimmtheit aus, daß den Leuten erst dann beizukommen wäre, wenn die Geistlichen ihre Sprache lernten. „Was hilft es“ — sagt er — „daß sie im Jahre ein einziges Mal in den Tempel kommen und zum Tische des Herrn treten? Ob sie es im andächtigen oder heuchlerischen Sinne thun, — wer weiß es!“ In der That ging der Wunsch des Dichters in Erfüllung. Von 1714 bis 1774 wurden die Lappen in ihrer eigenen Sprache unterrichtet und jetzt erst in Wahrheit zum Christenthum bekehrt. Als später der Gedanke sich Geltung verschaffte, die Lappen zu danisiren, fiel ein großer Theil derselben in das Heidenthum zurück. Die norwegische Regierung hält gegenwärtig wieder daran fest, die Lappen in Schule und Kirche in ihrer Muttersprache unterrichten zu lassen. Daher findet man in Finmarken kaum einen Geistlichen, der nicht lappisch versteht. Die Lehrer sind zum großen Theile sogar eingeborene auf dem Seminar in Tromsö gebildete Lappen. Der Dichter, der auch die Errich-

tung selbständiger großer Handelsplätze im Nordlande angeregt hat, um das Monopol der abgelegenen Stadt Bergen zu brechen — ein Wunsch der erst hundert Jahre später in Erfüllung gehen sollte — tritt uns hier überall wie ein Prophet entgegen. Wo ein Bedürfniß sich aufthut, leiht er ihm Worte; wo ein Laster, züchtigt er es; wo eine Schwäche, richtet er auf. Wie es ihn auf seinen stürmischen Fahrten durch die Meerfluth nicht kümmert, ob er unter Fischen sein Auge schließt und ob Menschen sein Grab nicht finden werden, und wie dieses Alles ihn nicht hindern kann sein Amt mit freudiger Lust zu verrichten, so schließt er sich auch mit seinem ganzen vollen Herzen überall an sein Volk.

Vielleicht hat kein Ereigniß die Theilnahme des Dichters in dem Grade erregt, als der große Brand der Stadt Bergen im Jahre 1702. Dem Nordländer geht das Herz auf, wenn er an die altehrwürdige Stadt denkt, wie dem Schotten bei dem Namen der „Auld Reeky". Denn den Meisten ist sie eine zweite Heimath. In der That ist die Lage der Stadt zauberhaft, hingeschmiegt an einen Kranz von tausend und mehr Fuß hohen Gebirgen, sich um einen Hafen reihend, in dem das Boot des Spaniers und Engländers neben der, die Form des alten Vikingerschiffes festhaltenden Nordlandsjacht liegt. Eine Reihe von Krahnen — „Wuppenbäumen" — begleitet die ganze Reihe der vielfenstrigen Seehöfe an der „Deutschen Brücke", dem einstigen hanseatischen Contor, und dient zum Ausladen der ungeheuren Massen getrockneter Fische, welche vom Nordlande gekommen sind. Geht man an dem alten, wiederholt abgebrannten Dome vorbei nach Osten, so kommt man aus den schönsten Parkanlagen am Lungegaardsvand nicht mehr heraus; hier überwintern unbedeckt die Cypressen und Paulownien, welche in Frankfurt am Main erfrieren



würden. Unvergleichlich liegt die Stadt mit ihren rothbedachten Häusermassen zu unsern Füßen, wenn wir auf das Flöifjeld steigen, wo eine eiserne Windfahne dem harrenden Schiffer die Windesrichtung zeigt. An diesen Fjelden brechen sich die Wolken, welche der Westwind herantreibt. Dann stürzt unendlicher Regen auf die Stadt und verwandelt ihre steilen Straßen in eben so viele Wildbäche.

Bergen ist die Heimath der größten norwegischen Dichter und Künstler. Hier wurde Holberg und Welhaven geboren, von hier stammen die Vorfahren Wergelands. Auch Gude und Ole Bull gehören Bergen durch Geburt und Erziehung an. Die Menschen hier haben den Weltblick, der die Bewohner der Seestädte auszeichnet und die Freiheit und Beweglichkeit des Meeres.

Petter Daß ist selber wiederholt in Bergen gewesen, wahrscheinlich mit seiner eigenen Jacht Fische zu Markte bringend, das heißt an die deutschen Großhändler verkaufend. Daß er mit ihnen auf dem Markte als Verkäufer ausgestanden habe, ist ein Märchen. Aus diesem vielfachen Verkehr mit den fremden Kaufleuten — abgesehen von seiner fünfjährigen Schulzeit — schreibt sich seine Kenntniß der deutschen und holländischen Sprache. Seine Gedichte wimmeln von solchen Ausdrücken, etwa so wie unsere Gedichte des achtzehnten Jahrhunderts von französischen Phrasen. Redensarten wie: dat es na dem Düwel to loopen; du Hundsfot; Herr Urian; mar Gelt ist nit to Hous; ich bin nur slecht und recht; neen Maet, het was te laet — kommen oft vor. Noch mehr sind rein deutsche Ausdrücke norwegisirt, wie durksichtig, fordrugnet (ertrunken, statt blos drugnet), Gevinst, forkehret, forvorpent und andere. Auch „Madam“ Dorothea Engebretsdatter, die norwegische „zehnte Muse“, mit welcher der Dichter in einem poetischen Brief-

wechsel stand, schreibt plötzlich: Grand merci, mein lieber Frater", oder „zwischen uns at sige" (zu sagen).

Man kann sich denken, welchen Eindruck die Nachricht von der Brandkatastrophe, dem „großen Brande" wie er noch jetzt genannt wird, wodurch drei Viertheile der Stadt in Asche gelegt wurden, auf den Dichter gemacht haben muß. Der damals achtzehn Jahre alte Holberg hat ihn miterlebt, ohne ihn zu schildern. Das Feuer kam, wie es in der Beschreibung Bergens von Sagen und Foß heißt, in der Nähe des Zuchthauses aus und nahm, obwohl es ganz stille war, so unbegreiflich schnell überhand, daß es die ganze Nordseite am Hafen vom St.-Georgenhospital bis zum Schlosse und die andere Seite bis zur Nykirke vernichtete.

Daß widmete dem Ereignisse drei Gedichte, von denen uns zwei erhalten sind. Das erste ist ein Trauergesang, würdig im Ton, nur freilich zu breit ausgeführt. Das Bild von der Jungfrau, um welche Alle werben, zu welcher alle ausländischen Schiffe kommen und ihr das Herrlichste in den Schooß legen, was Europa, ja Grönland besitzt, ist an sich echt dichterisch. Der bibelfeste Dichter vergleicht ihre Größe mit Tyrus und berechnet die Zahl ihrer eigenen Schiffe auf dreihundert. Da wendet sich das Blatt, ein Ritter auf dunkelrothem Pferde erobert die Schanze, darauf die Jungfrau sitzt, raubt ihr den Kranz und ihren ganzen Reichthum. Die trauernden Freunde haben sie nur noch mit Pomp zu begraben. Der neunzehnte Mai giebt dem Dichter Veranlassung, der „Maien" zu gedenken, womit man sonst die Todte geschmückt hatte, jetzt bleibt nichts übrig als ein Sack und Asche. Er aber trauert doppelt, da er der Zeit gedenkt, wo er die Schule besuchte und auf ihren Straßen seine Sohlen abnutzte. Auch seinen Sohn habe er hier begraben. Er zählt die Wohlthaten auf, die sie jedem



erwiesen, der in ihr gehaust, und hofft, ihr Ruhm werde ewig dauern.

Ganz anders im Tone gehalten, frisch wie ein wieder zur Lebenslust auffordernder Marsch eines zurückkehrenden Trauergefolges, ist das zweite Gedicht, mit dem Motto: „Neues Bergen, neues Glück, neue Häuser, neuer Schmuck“.

Schon die daktylischen Verse reihen sich prächtig an einander wie die Rhythmen eines Tanzliedes.

Saget den Schiffen, den bauchigen Jachten,
Die in den Häfen nach Ladung trachten,
Daß sie nach Bergen zu Tausenden bringen
Dachpfannen, Ziegel nebst anderen Dingen,
Daß von der Asche die Stellen wir reinigen
Und uns zu baulichen Werken vereinigen.

Unlängst begrub man die freundliche Dame,
Alle beklagten sie, Blinde und Lahme;
Aber wir lassen die Thränen und Klagen,
Wollen an Arbeit und Schaffen uns wagen;
Denn es ist Zeit, daß die Braut man schmücke
Und nach den Hochzeitsgästen schicke.

Aber womit traktiren die Gäste wir?
Saget mir, Freunde, was ist wohl das Beste hier?
Hier sind nicht Häuser, nicht Tische und Bänke,
Keine Kannen, daraus man schenke.
Hier sind nicht Stuben, nur lehmiger Esterich;
Was ich auch sinne, ich renne nur fester mich.

Saget mir, Freunde, was ist hier zu machen?
Seid doch berathen in anderen Sachen!
Sollen wir wirklich uns so schimpfiren,
Und mit dem Bettelstab muthlos hantiren?
Nein, hier gilt es zu streben, zu schaffen,
Eh' uns die Sehnen im Tode erschlaffen.

So ruft denn nun der Dichter herbei Alle, die zum Aufbau „subtiliger und netter Paläste“ erforderlich sind, die an

Aexte und Beile gewöhnten Striler, mit ihren weiten und langen Fischerhosen, die Zimmerleute und Maurer. Er redet jeden mit freundlichen Worten an und weist ihm seine Arbeit zu. Wir erfahren dabei, daß die Maurer auch die Oefen zu setzen, die Schmiede die Schlösser an den Thüren zu fertigen haben, diese fabelhaften Schlösser und Thürbeschläge, welche wir noch heute in den norwegischen Bauernhäusern bewundern. Denn hier ist man konservativ wie in keinem zweiten Lande der Welt.

Bald ist die Arbeit im vollen Gange,
Hier steht der Tischler mit Hobel und Zange,
Zimmermann schaffet mit Aexten und Beilen,
Schmiede am Amboß mit Hammer und Feilen.
Steht hier der Glaser und schneidet die Rauten,
Tünchen die Maurer die Wänd', die sie bauten.

Nun wird die Braut geholt, damit sie Alles in Augenschein nehme und die Gäste willkommmen heiße. Sie selber soll heißen „Susanna die Rose“.

Möge sie blüh'n wie die Rosen in Saron,
Herrlich und köstlich zu schauen wie Aaron —

so daß Alle, welche sie sehen, sagen: Herr segne die herrliche Jungfrau!

Nun beginnt man die Hochzeit mit Trompeten auf den Straßen auszzurufen und die Gäste einzuladen; vor Allen natürlich die Dänen, die auf dem Festlande und auf den Inseln wohnen. Der Dichter ermahnt die Aufwärter, diese Gäste mit besonderer Sorgfalt zu bedienen. Dann ladet man die Hanseaten ein, die Holländer, die Engelländer und Schotten, ganz besonders aber die einheimischen Schiffs-Capitaine. Dabei befiehlt der Dichter mit köstlichem Humor ja einem Jeden sein Nationalgericht vorzusetzen.

Treffet ihr Bremer, Stralsunder und Lübsche,
Bringt ihnen Schinken, gar feine und hübsche,
Kommet ein Schwede, so gebet 'nen Lachs ihm,
Kriecht wo ein Lappe, besäufet nur straks ihn.

Treffet ihr Leute aus Norwegens Baien,
Füttert sie kräftg mit Flundern und Seien,
Gebt dem Sondmöring Hafermehlkuchen,
Gebet nur Allen wonach sie suchen.

Kommet ein Franzmann, so bratet 'nen Frosch ihm,
Kommet ein Nordmann, da kochet 'nen Dorsch ihm.

Den Nordfahrern endlich, die mit ihren Jachten zweimal im Jahre nach Bergen kommen, den abgehärteten Schiffern und Gesellen, denen soll man Branntwein geben und Bergenschen Rasmus, aber, fügt er hinzu, nicht so viel, daß ihnen der Bauch platzt.

Indem der Dichter schließlich noch der Bewohner Bergens selbst gedenkt — sie sollen einen Ochsen haben von den köstlichen Triften Vossevangens —, der Geistlichen, Lehrer und Schüler, endigt er sein Gedicht mit einem Aufrufe zur Wohlthätigkeit —

Daß uns der Herr seinen Segen spende.
Und somit hat auch die Hochzeit ein Ende.

Ich habe bei diesem Gedicht länger als bei andern verweilt, um eine Vorstellung zu geben von der frischen Jugendlichkeit und der Volksthümlichkeit des Dichters. Diese Eigenschaften verleugnen sich auch nicht in seinen religiösen Dichtungen, selbst nicht in den eigentlichen Kirchenliedern. Während sein großer Zeitgenosse Thomas Kingo nur gleichsam in Feierkleidern dichtet, entfernt Daß sich niemals von den Bedürfnissen und Anschauungen des arbeitenden Volkes. Gedanken und Bilder entnimmt er ihrem einfachen Ideenkreise und ver-

zichtet darauf, durch irgend welchen unverständlichen Pomp zu blenden.

Die bedeutendste seiner religiösen Dichtungen ist der Lutherische kleine Katechismus, „in bequemen Liedern mit passenden Melodien verfaßt“, welcher ebenfalls erst nach dem Tode des Dichters im Druck erschienen ist. Aber auch der „Geistliche Zeitvertreib oder das biblische Weisenbuch“ enthält des Bedeutenden nicht wenig. Das eine Gedicht „Jephta's Versprechen“ ist sogar zu einem Volksliede geworden.

Weit schwächer sind seine „Evangelien zum Singen“; doch hat gerade dieses Buch die weiteste Verbreitung gefunden.

Durch seine lebendige Darstellung und Plastik zeichnen sich Daß' altbiblische Gedichte Ruth, Esther und Judith aus. Doch begnüge ich mich, alle diese Gedichte, wie das uns verlorene, Salomo's Hohelied, nur zu nennen.

* * *

Es sind seit des Dichters Tode in dem einsamen Alstahaug nun mehr als einhundert und siebenzig Jahre vergangen, aber noch immer lebt in dem norwegischen Volke, namentlich des Nordlandes, die Erinnerung an den merkwürdigen Mann, den „Herrn Petter“. Nicht als ob man seinen Schicksalen nachgespürt, seine dichterische Thätigkeit, seine Leiden und Freuden zum Gegenstande einer Untersuchung gemacht und liebevoll im Gedächtnisse bewahrt hätte. Seine Dichtungen leben fort, aber der Dichter Daß ist vergessen, wie das Volk jeden Sänger vergißt, dessen Lieder es singt. Dafür hat der Mensch, und vor allem der Pfarrer auf der einsamen Schereninsel, im Laufe der Jahrzehnte eine Bedeutung gewonnen, die keine Forschung mehr erschüttern kann.

Denn der mythenbildende Sinn des Volkes hat sich seiner bemächtigt und ihn sich zu eigen gemacht. Unser Dichter hat es sich gefallen lassen müssen, eine Gestalt anzunehmen, die ihn dem menschlichen Begreifen entfremdet. Wie der deutsche Faustus besitzt er eine unermeßliche Gelehrsamkeit, die er in Wittenberg erlangt hat, enthalten in dem sogenannten „Schwarzen Buche“, das ihm die Herrschaft über die Geisterwelt verschafft. So erzählen sie denn eine Menge jener Züge, die man so ziemlich von allen gelehrten Zauberern berichtet, von Diensten des Teufels (in Norwegen der alte Erich genannt), der ihn in einer Nacht bis Kopenhagen bringen muß, wohin ihn der König gerufen, und Aehnliches. Auch wird der Teufel hier ebenso geprellt wie in der deutschen Sage, indem er als den ihm versprochenen „Letzten“, der aus der schwarzen Schule geht, nur den Schatten des Dichters erhält, der nun freilich seinerseits schattenlos durch das Leben gehen muß. In Brönö, südlich von Alsten, sagt man noch heutzutage: „Du warst nicht in Wittenberg, wie Herr Petter Daß, und verstehst nicht, deinen Schatten einzusetzen!“ — Gegen diesen zauberkundigen Pfarrer kann selbst die Lappenhexe nicht aufkommen.

Aber noch eine andere Erscheinung hat mythische Beziehung auf den Dichter erhalten. An den nordländischen Yachten pflegt man an den Raasegeln gern oben zwei Vierecke von schwarzem Wollenzeuge anzubringen, wahrscheinlich weil dieses langsamer verrottet als das Segeltuch. Das Volk aber sagt, die Yachten trauerten noch immer um den Dichter. Hat man noch ein drittes Stück auf der Mitte des Segels, dicht unter der Raa, so zeigt dieses ein Verwandtschaftsverhältniß mit demselben an.

Das Volk vergißt seine Lieblinge nicht, es verändert nur ihr Wesen je nach seinem Bedürfniß. Wie der römische Dich-

ter im fernen Süden allmählich zu einem mächtigen Zauberer geworden ist, der in den geheimnißvollen Grotten von Sorrent und Capri haust, so ist auch unser Dichter in dem hohen Norden unsterblich geworden als der Meister des Geistes, der hier mehr als anderswo verneint und dem suchenden Menschen die alte Teufelsfaust entgegensetzt.





